

Adelheid Popp

Jugend einer Arbeiterin



Herausgegeben von
Sibylle Hamann

Picus

Adelheid Popp
Jugend
einer Arbeiterin

Herausgegeben von Sibylle Hamann

Mit Essays
von Katharina Prager und Sibylle Hamann

Picus Verlag Wien

Sibylle Hamann

Eine muss immer die Erste sein

Es ist ja so eine Sache mit den historischen Fotografien. Man blickt in ein Gesicht und meint etwas zu erkennen – einen Charakterzug. Eine Stimmungslage. Eine Botschaft aus einer lang vergangenen Zeit.

Aber dann beschleichen einen Zweifel. Der heilige Ernst, den man in den Augen auf dem Bild zu erkennen glaubt, ist vielleicht gar nicht der politischen Mission geschuldet, sondern bloß der Anspannung im Fotostudio. Und die Ungeduld, die man meint, aufblitzen zu sehen, gilt womöglich gar nicht den Fortschritten in der Frauenfrage, sondern bloß den umständlichen Bewegungen des Fotografen.

Adelheid Popp konnte niemandem ähnlich sehen, als sie als Politikerin für den Fotografen posierte. Weil sie die erste in ihrer Rolle war.

Wenn man die erste ist, gibt es keine Schablonen, in die man hineinpassen, und keine Vorbilder, an denen man sich orientieren könnte. Was ziehe ich an, wie verschaffe ich mir Gehör, wie bewege ich mich, wie reagiere ich auf Untergriffe? Adelheid Popp musste für all diese Fragen Standards setzen. Sie war eine der ersten sieben weiblichen Abgeordneten, die im ersten frei gewählten Nationalrat 1919 angelobt wurden. Sie war die erste Frau, die im österreichischen Parlament eine Rede hielt: Am 3. April 1919 war das, und das Thema war die Abschaffung der Adelstitel in der eben erst gegründeten Republik.

Kann man sagen, dass Adelheid Popp die erste professionelle, bezahlte, angestellte Berufspolitikerin Österreichs war? An

dieser Stelle drängt sich Kaiserin Maria Theresia ins Bild und widerspricht energisch: eine Herrscherin immerhin, die zwischen 1740 und 1780 ein Weltreich regierte, Kriege führte und die Schulpflicht für alle österreichischen Kinder anordnete.

Wenn man Bilder von Maria Theresia und Adelheid Popp nebeneinanderlegt, können einem jedoch, oberflächlich betrachtet, tatsächlich Ähnlichkeiten auffallen: Selbstsicher sitzen da beide stets im Zentrum des Geschehens, mit einer stämmigen Statur, die signalisiert: Mich könnt ihr nicht mehr so leicht beiseiteschieben! Jetzt bin ich hier, und ich bleibe auch!

Wie wird man so? Durch Erfahrungen. Beide Frauen hatten sich ihren Respekt wohl erst mühsam erarbeiten müssen – den Respekt sowohl der männlichen Kollegen als auch des politischen Publikums. Sie hatten sich eine dicke Haut zulegen und alle Empfindlichkeiten abwerfen müssen.

Als zum Beispiel Friedrich Engels, der große alte Mann des Sozialismus, die junge Adelheid Popp bei einem Kongress hörte, schrieb er über sie in einem Brief an seinen Bruder: »Mein eigentliches Schatzerl war doch ein allerliebstes Wiener Fabrikmädel, reizend von Angesicht und liebenswürdig von Manieren.« Solch eine Art Lob muss man erst einmal überwinden lernen.

Dass Popp ein »Fabrikmädel« war, ein echtes Proletarierkind, war der Treibstoff für ihren frühen Ehrgeiz, wie auch für ihre spätere Karriere. Sie kannte das Leben auf den Straßen der Vorstadt, hatte am eigenen Leib gespürt, wie sich Hunger anfühlt, und bot sich allen Menschen, die demselben Milieu entstammten, als Identifikationsfigur an.

Die – oft bürgerliche – Führungsriege der sozialdemokratischen Partei, allen voran Victor Adler, erkannte rasch, wie dringend die Partei genau das brauchte. Systematisch ermunterte er Popp zum Schreiben, zu Auftritten vor Publikum.

Emma Adler, seine Ehefrau, nahm Popp unter ihre Fittiche, übte über viele Jahre Grammatik und Rechtschreibung mit ihr, beriet sie in Stil- und Modefragen und wurde zu einer engen Freundin.

Popp durchschaute bald, wie unverzichtbar sie für die Partei in dieser Rolle war – einerseits als authentisches Role Model, andererseits als einzige Frau, die sich vor Männerpublikum auf die Bühne traute, sogar in den verrauchten Hinterzimmern der Wirtshäuser. »Da sich noch wenige Frauen öffentlich betätigten, hatten Rednerinnen immer zu tun«, schreibt sie nüchtern. Doch ging diese exponierte Position keineswegs automatisch mit Macht und inhaltlichen Gestaltungsmöglichkeiten einher: ein Konflikt, der die Geschichte der SPÖ von Beginn an beschäftigt – bis heute.

»Die meisten sich als Sozialdemokraten definierenden Männer sahen in Frauen keine potentiell gleichberechtigten Genossinnen«, schreibt die Historikerin Gabriella Hauch über die Anfangszeit der Partei in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Das Vereinsgesetz der Monarchie verbot Frauen die Mitgliedschaft in politischen Vereinen; generell attestierte man ihnen »Politikunfähigkeit« und begründete das mit der Biologie. Bei den ersten Parteitagungen durfte die zweiundzwanzigjährige Popp bloß als »Gast« dabei sein.

Als die Parteifrauen die Gründung einer eigenen Zeitung, der *Arbeiterinnen-Zeitung*, forderten, ätzte Victor Adler: »Zeigen Sie uns eine Genossin, die die Fähigkeit hat, das Blatt herzustellen.« Mit nur drei Jahren Volksschulbildung erkämpfte sich Popp im Alter von dreiundzwanzig die Leitungsfunktion. »Wir haben es satt, immer nur als geduldete Personen oder als Dekorationsstücke zu fungieren«, würde die Zeitung bald schreiben. Kommt uns dieser Konflikt, aus hundert Jahren Abstand, irgendwie bekannt vor?

Um einen Fuß in die Tür zu bekommen, brauchte es flam-
mende öffentliche Reden und zähes Taktieren hinter den Ku-
lissen, Boykottaufrufe, eiskalte Drohungen gegen das Partei-
establishment, und gleichzeitig Schmeicheleien und informelle
Deals. »Pops Strategie war eine Mischung von Appell, Angriff
und Kompromiss«, schreibt Hauch. Als Fünfzigjährige schließ-
lich, mit ihrem Einzug in den Nationalrat, hatte sie sich als fixe
Größe in der Partei endlich etabliert.

Popp steckte viel Herzblut in die Parlamentsarbeit. Mit
Gesetzen, so lautete die Hoffnung der Genossinnen und Ge-
nossen, würde man endlich die wilden, brutalen Kräfte der
kapitalistischen Produktionsweise zähmen können. Erste Mei-
lensteine waren denn auch der Achtstundentag, die Einfüh-
rung von Arbeitsinspektoraten, die die Arbeitsbedingungen
in den Fabriken kontrollieren sollten, und Schutzgesetze für
Schwangere und Mütter.

Außerdem leuchteten speziell die weiblichen Abgeordneten
eine Tabuzone der Arbeitswelt aus, die die bürgerliche Gesell-
schaft bis dahin stets im privaten Bereich versteckt hatte: die
Dienstmädchenfrage nämlich. Über die Parteigrenzen hinweg
arbeiteten Parlamentarierinnen das Dienstbotengesetz aus, das
Zehntausenden im Haushalt beschäftigten Frauen erstmals
verbriefte Rechte gab.

Es gab viel zu tun auf dem weiten Feld der Gleichstellungs-
politik – die Frauen mussten um ein modernes Familienrecht
ringen (was bis in die siebziger Jahre dauern sollte), oder um
die Straffreiheit von Abtreibungen (was ebenso langwierig war).
Allerdings hätte es auch in allen anderen Politikbereichen viel
zu tun gegeben. Doch hier verstrickten sich die Politikerinnen
in ein Dilemma, das sie von den Anfängen der Bewegung bis
heute begleitet: Gern wurden Frauen in der SPÖ nämlich stets
für Frauenfragen verantwortlich gemacht – in der Hoffnung,

dass sie sich dort still beschäftigen und in allen anderen Fragen Ruhe geben würden. Und keinesfalls die Machtfrage stellen.

Auf der politischen Ebene wiederholen sich damit die privaten Zuständigkeiten: Daheim kümmert sich die Mama ums Naseputzen, im Parlament kümmert sich die Politikerin um die Kinderbetreuungsgesetze. Popp durchschaute diese Logik. So wichtig ihr sozialpolitische Reformen waren, so ärgerlich empfand sie es, dass die Genossen Fürsorge- und Sozialpolitik stets als »Weibersache« abtaten.

Man kann Popp beinahe dabei zuschauen und zuhören, wie über die Jahre ihr Ärger answoll. 1928, in den großen Zeiten des Roten Wien, meinte sie noch, den Rückenwind der Geschichte zu spüren: »Die Frau geht ihren Weg immer weiter aufwärts, sie geht ihn heute Seite an Seite mit dem Manne. Mit Riesenschritten holt sie nach, was sie in vergangenen Jahrhunderten ohne ihre Schuld versäumt hat!«

Ein Jahr später setzte sie bereits eine Warnung ab: »Solange die Frauen nicht das Gefühl haben, in der Partei gleichwertig zu sein«, dürfe man sich nicht wundern, wenn sie die Partei nicht wählen.

1931 klang sie schon ein bisschen genervt: »Wir haben die staatsgrundgesetzlich gewährleistete Gleichberechtigung der Frau, wenn wir auch überall sehen und fühlen, wie man versucht, den Frauen von der Position, die sie sich errungen haben, wieder ein Stück wegzunehmen ... wenn auch nicht direkt und auf geradem Wege«, sagte sie im Parlament.

Bis sie im Februar 1933, ebenfalls in einer Parlamentsrede, dann schon ins Grantige kippt: »Mich trifft das Schicksal, dass ich Jahr für Jahr zum gleichen Thema reden muss, ohne darauf hinweisen zu können, dass sich irgendetwas zum Günstigeren verändert hätte – im Gegenteil, ungünstiger sind die Zustände geworden!«

Sie sollte recht behalten. Ein paar Wochen später wurde das Parlament ausgeschaltet, und das Unheil des Faschismus nahm seinen Lauf. Mit ihrer Lebenserfahrung, einer scharfen Analyse der Machtverhältnisse sowie ihrem feinen Sensorium für gesellschaftliche Stimmungen hatte Adelheid Popp untrüglich gespürt, dass die Entrechtung von Menschen meistens mit der Entrechtung von Frauen beginnt. Und dass keine gesellschaftspolitische Errungenschaft in Stein gemeißelt ist, sondern täglich neu mit Leben gefüllt werden muss, um Bestand zu haben.

Wir schauen dieser Frau also ins Gesicht und haben das Gefühl, dass sie zurückschaut, über hundert Jahre hinweg, skeptisch, wachsam, unerschrocken. Was sie wohl denken würde über unsere aktuellen Konflikte, unsere Kämpfe, unsere Zweifel? Würde sie sie wiedererkennen? Würde sie lachen? Man würde sie jedenfalls gern um Rat fragen.

Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin

Die meisten Menschen, wenn sie unter normalen Verhältnissen herangewachsen sind, denken in Zeiten schwerer Schicksalsschläge mit Dankbarkeit und Rührung an die schöne, glückliche, sorgenlose Jugendzeit zurück und seufzen wohl auch verlangend: Wenn es nur noch einmal so würde!

Ich stehe den Erinnerungen an meine Kindheit mit anderen Gefühlen gegenüber. Kein Lichtpunkt, kein Sonnenstrahl, nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte, ist mir bewusst. Trotzdem hatte ich eine gute, aufopferungsvolle Mutter, die sich keine Stunde Rast und Ruhe gönnte, immer getrieben von der Notwendigkeit und dem eigenen Willen, ihre Kinder redlich zu erziehen und sie vor dem Hunger zu schützen. Was ich von meiner Kindheit weiß, ist so düster und hart und so fest in mein Bewusstsein eingewurzelt, dass es mir nie entschwinden wird. Was anderen Kindern Entzücken bereitet und glückseligen Jubel auslöst, Puppen, Spielzeug, Märchen, Näschereien und Weihnachtsbaum, ich kannte das alles nicht, ich kannte nur die große Stube, in der gearbeitet, geschlafen, gegessen und gezankt wurde. Ich erinnere mich an kein zärtliches Wort, an keine Liebkosung, sondern nur an die Angst, die ich, in einer Ecke oder unter dem Bett verkrochen, ausstand, wenn es eine häusliche Szene gab, wenn mein Vater zu wenig Geld nach Hause brachte und die Mutter ihm Vorwürfe machte. Mein Vater war jähzornig, er schlug dann die Mutter, die oft nur halb angekleidet fliehen musste, um sich bei Nachbarn zu ver-

bergen. Dann waren wir einige Tage allein mit dem grollenden Vater, dem man sich nicht nähern durfte. Zu essen gab es dann nicht viel, mitleidige Nachbarn halfen uns, bis die Mutter, von der Sorge um ihre Kinder und den Hausstand getrieben, wieder kam.

Solche Szenen kehrten fast jeden Monat und auch früher wieder. Mein ganzes Herz hing an der Mutter; vor dem Vater hatte ich eine unbezwingliche Scheu, und ich erinnere mich nicht, ihn je angeredet zu haben oder von ihm angesprochen worden zu sein. Meine Mutter sagte mir später, dass es ihn ärgerte, dass ich, das einzige Mädchen unter fünf am Leben gebliebenen Kindern, dunkle Augen wie meine Mutter hatte.

Ein Weihnachtsabend, an dem ich noch nicht ganz fünf Jahre alt war, ist mir noch immer in Erinnerung. Beinahe hätte ich dieses eine Mal einen Weihnachtsbaum bekommen. Meine Mutter wollte mir, ihrem jüngsten Kinde, auch einmal zeigen, was das Christkind ist. Wochenlang hatte sie immer einige Kreuzer zu erübrigen getrachtet, um ein kleines Kochgeschirr für mich zu kaufen. Der Weihnachtsbaum war geschmückt mit bunten Papierketten, vergoldeten Nüssen und mit dem bescheidenen Spielzeug behängt. Mit dem Anzünden der Lichter wurde auf den Vater gewartet, der zum Fabrikanten gegangen war, um Ware abzuliefern. Er sollte Geld bringen. Es wurde sechs Uhr, dann sieben und endlich acht Uhr, der Vater kam nicht. Wir waren alle hungrig und verlangten zu essen. Wir mussten die guten Mohnnudeln, Äpfel und Nüsse allein ohne den Vater essen, worauf ich zu Bette gehen musste, ohne dass die Lichter auf dem Weihnachtsbaum gebrannt hätten. Die Mutter war zu missgestimmt und zu sorgenvoll, um den Baum anzuzünden. Ich lag schlaflos in meinem Bette; ich hatte mich so auf das Christkind gefreut, und nun war es ausgeblieben. Endlich hörte ich den Vater kommen, er wurde nicht freund-

lich empfangen, und es kam wieder zu einer heftigen Szene. Er hatte weniger Geld gebracht, als die Mutter erwartet hatte, dann war er unterwegs in ein Gasthaus gegangen. Er hatte fast zwei Stunden zu gehen und wollte sich einmal erwärmen. Er war dann länger sitzen geblieben, als er zuerst gewollt, und kam angetrunken nach Hause. Ich guckte bei dem Lärm, der sich nun erhob, von meiner Schlafstelle nach den Eltern – und da sah ich, wie der Vater mit einer Hacke den Weihnachtsbaum zerschlug. Zu schreien wagte ich nicht, ich weinte nur, weinte, bis ich einschlief.

Am nächsten Tag empfand mein Vater wohl Mitleid mit mir, denn er gab mir einige Kreuzer, wofür ich mir Blechgeschirr kaufen durfte. Mitleidige Menschen schenkten mir dann auch eine Puppe und anderes Spielzeug, das für ihre Kinder schon durch schöneres, prächtigeres ersetzt worden war.

Und noch an eine Bescherung kann ich mich erinnern. Als ich schon in die Schule ging, wurde von einem reichen Mann, der eine große Fabrik besaß, in der viele Hunderte Männer und Frauen arbeiteten, für die armen Schulkinder eine Weihnachtsbescherung veranstaltet. Auch ich gehörte zu den Glücklichen, die mit Naschwerk und wollenen Kleidungsstücken beschenkt wurden. Die große, mächtige Tanne gab mehr Licht, als ich je gesehen hatte, und der Festschmaus, der uns gegeben wurde, brachte uns alle in glückselige Stimmung. Wie dankbar war ich dem guten, reichen Mann, der ein so mildtätiges Herz für die Armen hatte. Als später meine verwitwete Mutter in seiner Fabrik für drei Gulden Wochenlohn täglich zwölf Stunden arbeiten musste, konnte ich noch nicht beurteilen, dass darin die Quelle für seine »Großmut« gelegen war.

Erst viel später kam ich zu dieser Erkenntnis.

Mein Vater wurde von einer bösartigen Krankheit, einem Krebsleiden, befallen, wodurch wir in große Not kamen. Im Krankenhaus wollte der Vater nicht bleiben; da er aber ärztliche Hilfe und Medikamente haben musste, so verschlangen diese fast alles, was verdient wurde, und unsere Verhältnisse gestalteten sich immer jammervoller. Sooft ich mit einem Rezept in die Apotheke geschickt wurde, klagte meine Mutter, wie lange das noch dauern würde. Eines Tages war es so weit, dass der Geistliche geholt wurde, um dem Vater die Beichte abzunehmen und ihn mit den Sterbesakramenten zu versehen. Das war für mich ein großes Ereignis. Alle Hausbewohner knieten in unserem Zimmer und wir mit ihnen. Weihrauch erfüllte die Luft, und das Schluchzen meiner Mutter war zwischen den Gebeten hörbar. Wenige Stunden später starb mein Vater. Die Mutter hatte es ihm nie vergessen, dass er ohne ein versöhnendes Wort für sie und ohne eine Ermahnung an seine Kinder gestorben war.

Ich empfand keine Betrübnis, ja, als ich die von einer wohlhabenden Familie geliehenen Trauerkleider mit Hut und Schleier trug, empfand ich weit eher ein Gefühl der Genugtuung, auch einmal so schön angezogen zu sein. Meine Mutter war jetzt die Ernährerin von fünf Kindern. Mein ältester Bruder war wohl schon achtzehn Jahre alt, aber er konnte uns keine Stütze sein, da er ein im Niedergange begriffenes Handwerk erlernt hatte. Er entschloss sich, sein Glück in der Fremde zu suchen und schnürte sein Bündel. Zwei Brüder, die bisher mit dem Vater zu Hause gearbeitet hatten, kamen in die Lehre, der jüngste, zehnjährige ging in die Schule.

Meine Mutter hatte viel Willenskraft und angeborenen Verstand. Sie war beseelt von dem Wunsche zu zeigen, dass auch eine Mutter Kinder ernähren könne. Ihre Aufgabe war eine unendlich schwere, da sie außer häuslichen Arbeiten nichts

gelernt hatte. Früh verwaist, war sie mit sechs Jahren in den Dienst gekommen; sie hatte nie eine Schule besucht und konnte daher weder lesen noch schreiben. Sie war auch eine Feindin der »neumodischen Gesetze«, wie sie die Schulpflicht nannte. Sie fand es ungerecht, dass andere Menschen den Eltern vorschrieben, was sie mit ihren Kindern zu tun hätten. In diesem Punkte hatte mein Vater ihre Anschauung geteilt, und meine Brüder hatten ihm schon mit zehn Jahren bei seiner Arbeit, der Weberei, helfen müssen. Drei Jahre Schule war nach Ansicht meiner Eltern genug, und wer bis zum zehnten Jahre nichts lernt, lernt später auch nichts, war eine von ihnen oft getane Äußerung.

Auch mein jüngster Bruder musste jetzt aus der Schule austreten, doch hatten sich mittlerweile die Gesetze über die Schulpflicht schon mehr eingelebt, und die Schulbehörde machte Schwierigkeiten. Mit vielen Gesuchen setzte es meine Mutter doch durch, dass er aus der Schule entlassen wurde und als Hilfsarbeiter in eine Fabrik gehen konnte.

Mein Bruder war ein fleißiger Knabe und trachtete, möglichst viel zu verdienen. Er machte bis spätabends Überstunden, und im Sommer ging er an Sonntagen Kegel aufsetzen, wofür er auch bezahlt wurde. Da befand er sich den ganzen Sonntag, oft bis in die Nacht, im Gasthaus und war Zeuge der wilden Raufereien, die gewöhnlich das Ende solcher Sonntagsvergnügungen bildeten. Zur Jagdzeit ging er mit anderen Knaben als Treiber zu den Hasenjagden. Später kam er in eine Lehre in unserem Dorfe, wo er es gut hatte. Eines Tages aber kam er klagend nach Hause. Er war am Glatteis gestürzt und hatte sich das Knie verletzt. Das sollte für ihn der Anfang eines jammervollen Siechtums werden. Da die Schmerzen immer quälender wurden, musste er in das Krankenhaus gebracht werden, von wo er aber nach einigen Wochen wieder heim-

kam. Er ging wieder arbeiten; da entstand in der linken Rippengegend ein Bläschen, das sich bis zur Eigroße entwickelte und eines Tages während der Arbeit aufbrach.

Jetzt begann eine schwere Zeit für ihn und uns alle. Da war der kranke Bruder und kein Verdienst im Hause. Die Mutter war ohne Arbeit, und mein zweitjüngster Bruder war wegen schwerer Misshandlungen aus seiner Lehre davongelaufen. Das war in einem Winter, in dem lange kein Schnee fiel, sodass auch mit dem Hinwegräumen dieses Himmelsbrotens nichts verdient werden konnte. Meine Mutter scheute keine Mühe, um Arbeit zu finden. Manchmal konnte sie irgendwo Wäsche waschen, da musste ich dann zu Mittag kommen und sie teilte ihre Mahlzeit mit mir. Von den Gasthäusern holten wir uns das Wasser, in dem die Würste gekocht wurden, das gab mit Brot eine uns vorzüglich mundende Suppe. Mein kranker Bruder bekam von mitleidigen Nachbarn Suppe und manch andere guten Dinge. Alle kurierten an ihm. Alle guten und schlechten Hausmittel wurden angewendet. Aus der Stadt holte meine Mutter eine Salbe, die von einer alten Frau zubereitet wurde und förmlich Wunder wirken sollte. Andere kamen und legten ihm gestoßene trockene Zwetschgen mit Zucker vermischt auf die Wunden. Kräuterbäder wurden ihm gemacht, sogenannte Sympathiemittel kamen in Anwendung, alles vergebens, seine Wunden heilten nicht. Da musste ich anfangen, verdienen zu helfen. Ich strickte Strümpfe für andere Leute und machte Botengänge. Was sich nur bot, arbeiteten wir, um nicht der Not zu erliegen.

Als mein zweitjüngster Bruder endlich bei einem Perlmutterdrechsler Arbeit gefunden hatte, wurde auch ich hinbeschieden, um über die Kinder zu wachen. Schließlich wurde mir das Knöpfeaufnähen gelehrt, und ich nähte nun Perlmutterknöpfe auf Silber- und Goldpapier. Das war jetzt immer meine Be-

schäftigung, wenn ich aus der Schule kam, und auch an schulfreien Tagen. Wenn ich hundertundvierundvierzig Knöpfe, zwölf Dutzend, aufgenäht hatte, so hatte ich einen und einen halben Kreuzer verdient. Auf mehr wie auf 27 Kreuzer in der Woche habe ich es nicht gebracht.

Am Neujahrstag musste ich in unserem Dorfe und in die Umgebung Neujahr wünschen gehen. Das war eine von der ärmsten Bevölkerung geübte Sitte. Man ging nur zu den als wohlhabend oder reich bekannten Familien und sagte dort einen Wunsch auf, wofür man eine Belohnung erhielt. Ich fürchtete mich ganz entsetzlich vor den Hunden, die die Häuser der Reichen bewachten, aber ich war doch bemüht, möglichst viel Geld nach Hause zu bringen. Oft ging ich zu einer Tür hinein, wo soeben ein anderes, ebenso missbrauchtes Kind herausging. Starb ein Schulkind aus einer reicheren Familie, so wurde eine Anzahl armer Kinder bestimmt, die dem Sarge in einem besonderen Zuge zu folgen hatten. Dafür bekam man zehn Kreuzer Belohnung. Einmal, als ich meiner schlechten Schuhe wegen nicht in die Schule ging, schickte die Lehrerin zu uns, dass ich doch zum Begräbnis einer reichen Mitschülerin kommen solle, da ich für diese Teilnahme den hierfür ausgesetzten Betrag erhalten würde. Und ich ging den weiten, schmutzigen, aufgeweichten Weg mit meinen Schuhen, die keine Sohle mehr hatten, um diese wenigen Kreuzer zu bekommen.

In dieser Zeit, da wir in so großem Elend lebten, wurde viel von einer *Herzogin* gesprochen, die in einem etwa eine Stunde entfernten Dorf ein Schloss bewohnte. Man erzählte gern von ihrer Wohltätigkeit. Eine Menge Menschen sollte sie durch ihre Freigebigkeit schon glücklich gemacht haben. Alles, was ich in Märchen von guten Feen gehört hatte, schien in dieser Frau verkörpert zu sein. Meine Mutter ließ sich an sie ein

Gesuch schreiben, das vom Bürgermeister und dem Pfarrer unterschrieben wurde. Es dauerte nicht lange, so erhielten wir eine Unterstützung von fünf Gulden. Meine Mutter war unendlich glücklich über diese Hilfe und sann nach, wie sie sich dafür bedanken könnte.

Es wurde auch die Frage besprochen, ob ich nicht Schuhe bekäme, wenn die Herzogin wissen würde, wie schlecht die meinigen seien. Ich musste einen Brief schreiben, der ungefähr so lautete:

Gnädigste Frau Herzogin!

Weil meine Mutter nicht schreiben kann, so schreibe ich, dass sie sich für die fünf Gulden untertänigst bedanken lässt. Ich bin zehn Jahre alt und kann oft nicht in die Schule gehen, weil ich keine Schuhe habe. Und ich möchte so gerne in die Schule gehen.

Wie auf eine glückspendende Fee wartete ich jetzt Tag um Tag auf eine Nachricht von der Herzogin. Und wirklich. Es kam die Botschaft, dass ich zur Oberlehrerin des Dorfes kommen sollte, in dem sich das Schloss befand. Diese schickte mich zu einem Schuhmacher, und mir wurde Maß genommen für neue Schuhe. Nach einer Woche durfte ich sie mir im Schlosse holen. Die Oberlehrerin belehrte mich vorher, dass ich »Hoheit« oder, wenn ich mir dieses Wort nicht merken sollte, »Gnädigste Frau Herzogin« sagen müsste.

Und so wanderte ich dahin, über die mittlerweile schneebedeckten Wege, die zum Schlosse führten. Ich trug Holzpantoffeln an den Füßen, einen grünen Rock, und über ein dünnes Jäckchen hatte ich ein Tuch von meiner Mutter geschlungen. Auch den Kopf hatte ich in ein Wolltuch gehüllt. Aufgeregt, bang klopfenden Herzens, ging ich durch die Allee von hohen, mächtigen, uralten Bäumen dem Schlosse zu. Schon die Mau-

ern, die es umgaben, flößten mir Gefühle ein, die ich heute vielleicht mit scheuer Ehrfurcht bezeichnen würde. Der Portier, wie ihn die Leute nannten, ließ mich ein und schickte mich eine breite, prächtige Treppe hinauf. Teppiche lagen, wie ich sie noch in keiner Wohnung gesehen; grüne Gewächse schmückten die Wände. Oben nahm mich ein Herr in Empfang, der prächtig gekleidet war. Er trug Kniehosen und einen mit glänzenden Tressen besetzten Rock. »Das muss der Herzog sein«, dachte ich und beeilte mich, ihm die Hand zu küssen, wie mir die Mutter eingeschärft hatte. Er aber wehrte ab; später erfuhr ich, dass es der Kammerdiener war. Er geleitete mich weiter, und wir kamen bei einer Tür vorüber, durch deren Scheiben ich ein Mädchen erblickte, das genauso aussah wie ich. Ein ebenso grüner Rock und ein ebensolches Tuch wie ich hatte hüllten ihre Gestalt ein. An den Füßen trug sie genau solche Holzpantoffeln, wie die meinen waren. Augen und Haare so dunkel, wie ich sie hatte, hatte auch das Mädchen.

Ich erzählte davon meiner Mutter, und wir rieten hin und her, wer das sein könnte. Da wir aber keine Ahnung von Spiegeltüren hatten, denn in einer solchen hatte ich mein Ebenbild gesehen, so standen wir vor einem Rätsel. Der Kammerdiener hieß mich in einem mit Bildern geschmückten Korridor warten. Alsbald erschien eine junge Frau, die mir engelhaft schön erschien. Freundlich nahm sie mich bei der Hand und geleitete mich in ein großes Zimmer, in dem sich an den Wänden Bücher befanden. Zum ersten Mal stand ich auf einem Fußboden, auf dem sich's wie auf Glatteis ging. Die Herzogin schob mir einen Stuhl zurecht und brachte selbst aus einem Nebenzimmer die für mich bestimmten Schuhe, die ich auf Geheiß anzog. Sie bemitleidete mich wegen meiner dünnen Kleider und gab mir eine Karte, die ich bei der Oberlehrerin abzugeben hatte und die den Auftrag enthielt, mir eine warme

Jacke anfertigen zu lassen. Als ich die Jacke holte, frug mich die Herzogin nach unseren Verhältnissen, und ich erzählte ihr von meinem kranken Bruder. Sie versprach, einen Arzt zu schicken, und gab mir Geld für die Mutter. Da ich ihre Frage, ob ich gerne lese, freudig bejahte, schenkte sie mir Bücher. Ein großes, schön gebundenes, dessen Titel ich aber merkwürdigerweise vergessen habe. Von einer Erzählung: »Der geraubte Schatz«, ist mir ein einziger Satz in Erinnerung geblieben. Ein Buch war von *Ottolie Wildermut*, mit wunderbar schönen Bildern. Leider musste ich die Bücher, als es wieder Not und Hunger im Hause gab, für einige Kreuzer verkaufen. Gerne hätte ich sie mir später, als ich schon den bildenden Wert von Büchern beurteilen konnte, zurückgekauft, doch waren alle meine Bemühungen vergeblich. Die Herzogin hielt ihr Versprechen und schickte ihren Arzt zu meinem Bruder. Das traurige Ergebnis der Untersuchung war, dass er die häusliche Pflege für unzureichend erklärte und das Krankenhaus als einzigen Ort der Rettung empfahl. Und so geschah es. Über ein Jahr lang lag mein Bruder im Wasserbette. Nur so konnte er seine immer größer werdenden Schmerzen ertragen. Sein armer Körper sah furchtbar aus. Er hatte es gut im Krankenhause. Alle behandelten ihn liebevoll, und er konnte nicht genug erzählen, welche guten Sachen er zu essen bekomme. Alle hatten ihn lieb. Andere Patienten kamen noch mit Geschenken zu ihm, wenn sie schon gesund das Spital verlassen hatten. Seine Pflegerinnen schmückten sein Bett mit Blumen, als er sich dreihundert Tage dort befunden hatte. Alle machten ihm Geschenke. Dennoch war seine Sehnsucht, wieder nach Hause zu kommen. Oft bat er, wir sollten der Herzogin schreiben und sie bitten, dass sie sich seiner annehmen möge, damit er bei der Mutter sein könne. Von den Ärzten wussten wir aber, dass das ganz ausgeschlossen sei, und so vertrösteten wir ihn immer wieder.

Eines Tages kam eine der Pflegerinnen und teilte uns mit, dass er von seinem fürchterlichen Leiden, dem Knochenfraß, erlöst sei. In einem Armensarg wurde er begraben.